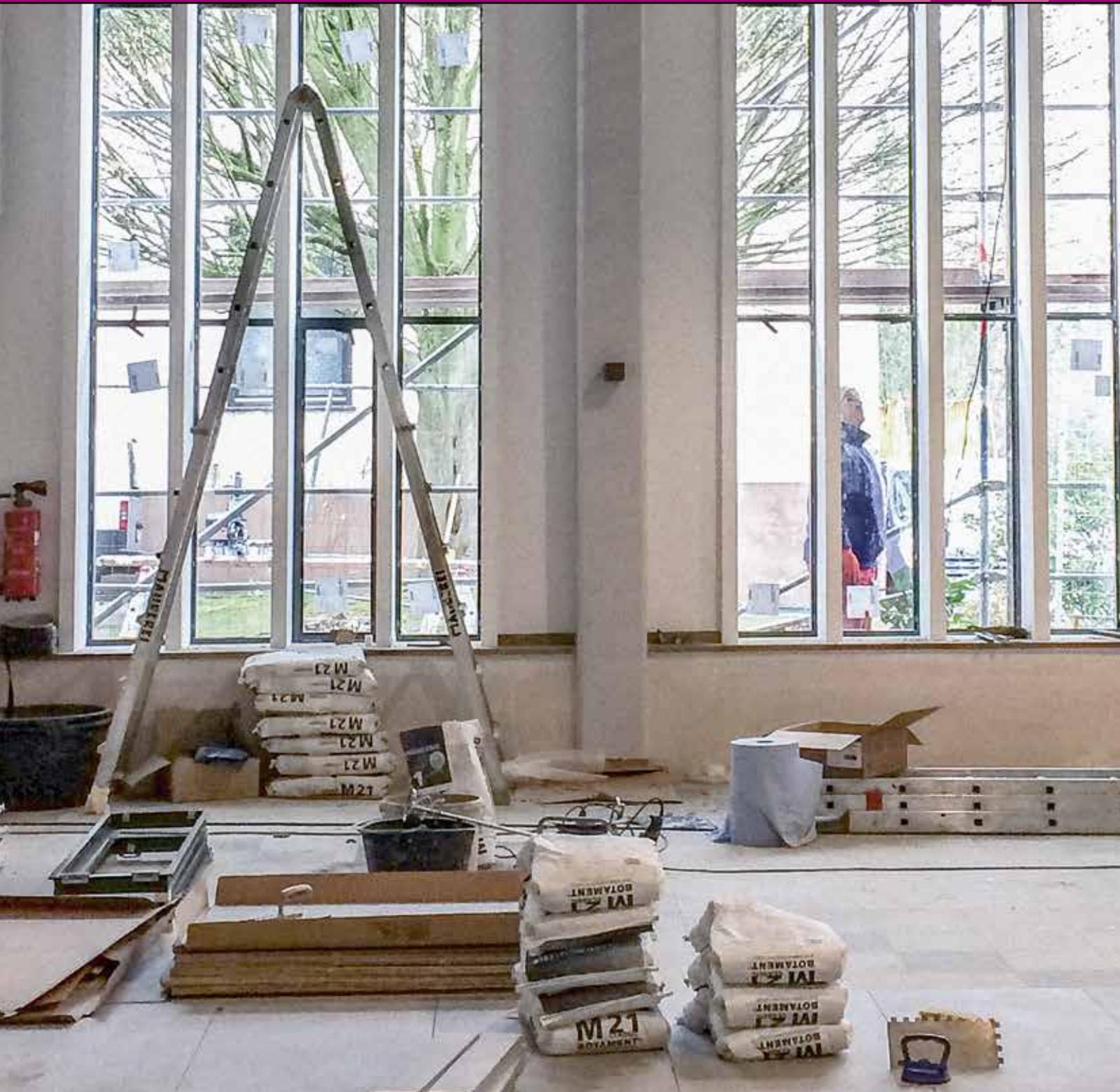


Lebensräume

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 49
November / 18



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 49 | November 2018



Titelfoto: Hephata Bau- und Liegenschaften

Wenn Sie Lust haben, auch einige der **Menschen kennenzulernen**, die in unseren Häusern ihren ganz eigenen Lebensraum gefunden haben, dann schauen Sie doch in unsere HephataMagazin-App. Dort finden Sie das komplette Magazin und einiges an zusätzlichem Bild- und Videomaterial. Kostenlos und wenn Sie mögen im Abo.
Ganz einfach für PC, Mac, Tablet oder Smartphone – als Android-APP, IOS-APP oder Kindle-APP.

www.hephatamagazin.de



Editorial	01	Aus dem Atelier Strichstärke	14
Lebensraum mit Qualität Wie Städte sich ihre Zukunft erarbeiten. von Gregor Bonin	02	Sie hatten keinen Raum in der Herberge Ein geistliches Wort von Klaus Eberl	16
Was ist ein Sozialraum? von Michael Noack	06	Es sei das Leben eine Baustelle Christian Dopheide über den Auftrag eines Kirchen-Umbaus	18
Starke Symbolik: Wasserspiele, Feuerkugel und Cortenstahl auf dem Platz des Gedenkens aus der Sicht von Sabine Alef	08	Et ess zo spät, dat Ding ess fäädisch... Joachim Händelkes über den Umbau einer Kirche	19
Architektur für Menschen Susanne Tillmann über die Arbeit als Hephata-Architektin	09	Namen und Neuigkeiten	20
Produktion & Begegnung Schrammen Architekten BDA über den Bau der neuen Betriebsstätte in Mönchengladbach	10	Dieter Köllner - 32 Jahre Jugendhilfe - ein Champion tritt ab	22
Architektur für schöne Auszeiten Susanne Tillmann über die Feinabstimmung von Architektur	11	Tiefgang, Beharrlichkeit und westfälischer Humor Dieter Kalesse verabschiedet sich in den Ruhestand	23
Nicht Sofa für Nische, sondern Nische für Sofa Sabine Hirte über die Bedeutung von Atmosphäre im Raum	12	Liken - Teilen - Dabei sein unser Spendenprojekt zur Medienkompetenz von Menschen mit Behinderungen	24

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Architektur möchten wir in diesem Heft zur Sprache bringen. In den gut zwei Jahrzehnten, in denen wir uns im Zuge der Auflösung der Anstaltsstruktur mit behinderungsgerechten Wohn- und Lebensräumen befassen, haben wir diesbezüglich einiges gelernt. Auch bei uns hatte das Programm der Dezentralisierung begonnen mit der Schaffung 24plätziger Wohnheime in den Nachbarstädten. Sehr schnell haben wir jedoch erfahren, dass wir damit viel zu kurz gesprungen sind. Innen drin fordert das Zusammenleben von 24 Menschen unter einem Dach immer noch so viel Regelung und Institutionalisierung, dass aus solch einem Heim keine Heimat werden kann. Und von außen präsentieren sich 24er Einheiten im Straßenzug als Baukörper, die aus dem Rahmen fallen. Heute bauen wir nicht mehr Häuser und suchen dann nach Menschen, die dort wohnen wollen. Wir beginnen mit den Menschen und entwickeln mit ihnen die Räume, die ihnen entsprechen. Sehr oft bauen wir auch gar nicht mehr selbst, sondern finden in der Stadt oder auch im persönlichen Umfeld der zukünftigen Bewohner diejenigen, die bereit sind, in gute Architektur zu investieren.

Geht es an ein neues Wohnprojekt, dann ist aber auch die Standortsuche eine ganz besondere Sache. „Lage, Lage, Lage!“ - die Devise aller Häuslebauer gilt auch hier. Es ist ganz entscheidend, wo die Menschen, für die wir arbeiten, ihr Zuhause begründen. Ist der Standort gut an den öffentlichen Nahverkehr angebunden? Sind die wichtigsten Geschäfte fußläufig erreichbar? Stimmt die Sozialstruktur des Viertels? Wie schaut's mit der Nachbarschaft aus? Wenn Inklusion unsere Vision ist, dann muss uns auch an Städten und Gemeinden gelegen sein, die diese Vision teilen.

Wir haben deshalb mit Dr. Gregor Bonin den Technischen Beigeordneten Mönchengladbachs gebeten, einmal zu erläutern, wie hier vor Ort Stadtentwicklung offensiv betrieben wird. Das kann zwar nur ein Beispiel sein für viele Städte, in denen wir tätig oder Sie zuhause sind. Die Entwicklung in Mönchengladbach ist aber besonders interessant, weil hier, ausgehend von privatem, bürgerschaftlichen Engagement, ein Prozess angestoßen wurde, der mittlerweile ordentlich Fahrt aufgenommen hat: die Strategie „mg+ Wachsende Stadt.“ Hier tut sich was. Und das ist gut so.

Wir möchten mit der Entscheidung für diesen Artikel auch ein Statement abgeben. „Heimat“ entsteht nicht da, wo man mit wohlfeilen Parolen über Verluste jammert und mit dem Beschwören ihrer angeblichen Gefährdung zündelt am Gemeinwesen.

Heimat entsteht dort, wo man die gewachsene Vielfalt als Reichtum begreift und beginnt, das Vorfindliche kreativ und inklusiv zu gestalten. Nicht das Lamento über „die da oben“ führt weiter, sondern die Bereitschaft, sich als mündige Bürgerinnen und Bürger einzubringen in die Ausgestaltung des eigenen Gemeinwesens. Wie Inklusion, so beginnt nämlich auch Demokratie: hier. Vor Ort. Daheim.

Eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit wünscht Ihnen

Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata



HEPHATA. unternehmen mensch.

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy

Pfarrer
Christian Dopheide





Lebensraum mit Qualität

Wie Städte sich ihre Zukunft erarbeiten. Ein Beispiel aus Mönchengladbach.

Von Gregor Bonin

Der Architektur kann sich niemand entziehen. Es ist die räumliche Nähe und auch die gefühlte und gespürte körperliche Gegenwart. Wir arbeiten und feiern, essen und trinken, wachen und schlafen, lieben und hassen in Architektur. Das Leben empfängt uns in Architektur und verabschiedet uns auch in Architektur. Ihr Glück und Unglück machen auch unser Glück und Unglück aus.

Räume, in denen Menschen sich aufhalten, haben eine unterschiedliche Wirkung auf sie. Jeder, der in sich selbst hineinhört, wird diese These aus seinen alltäglichen Erfahrungen heraus unterstützen können. Zugleich ist sie wissenschaftlich belegbar. Lehrstühle deutscher Universitäten sowie wissenschaftliche Institute widmen sich etwa seit Mitte des 20. Jahrhunderts (1) der Architektur- und Umweltpsychologie (2; 3). Zumeist analysieren diese die Wirkung von Räumen auf den Menschen, um daraus Schlüsse auf eine benutzerfreundliche Gestaltung öffentlicher Räume zu ziehen. Die Wirkung von Gebäuden, Landschaftsbildern oder Städten auf die Orientierung des Menschen, auf seine Emotionen und sozialen Interaktionen steht dabei im Fokus der Betrachtungen.

Älter als die ganz speziell auf die Interaktion zwischen Raum und Mensch ausgerichtete Wissenschaft der Architektur- und Umweltpsychologie ist der Diskurs um die Attraktivität und Lebendigkeit der Städte, der sich um die Planung sowie Gestaltung von Städten dreht und letztlich wiederum mit der Wirkung von Städten auf Menschen einhergeht.

Camillo Sitte hat bereits 1889 mit seinem epochalen Werk der (Bau-)Fachliteratur „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ (4) ein Statement für hohe Qualität in Stadtplanung und Städtebau gesetzt. Sitte war davon überzeugt, dass „angenehme Reiseerinnerungen [...]“ in Form „herrlicher Städtebilder [...], Plätze, schöner Fernsichten [...]“ zu „unseren schönsten Träumen [...]“ gehören. „Plätze,



an dessen Schönheit man sich nicht sattsehen kann [...]“ tragen laut Sitte dazu bei, dass wir „manche schwere Stunde leichteren Herzens tragen und, neu gestärkt, den ewigen Kampf des Lebens weiterführen [...]“ würden.



Sonnenhausplatz bei Tag und bei Nacht
Bildquelle/Urheber: Stadt Mönchengladbach

So wird deutlich, dass nicht nur in Gebäuden liegende Räume, sondern vor allem der Öffentliche eine Wirkung auf Menschen hat. Menschen sind besonders betroffen von der Gestaltung ihrer Stadt und wandeln täglich durch öffentliche Räume.

Die Frage, ob und wie in Mönchengladbach qualitativ öffentliche Räume gestaltet werden, beantwortet die Stadtentwicklungsstrategie **mg+ Wachsende Stadt**.

Stadtentwicklungsstrategie mg+ Wachsende Stadt

Befasst man sich – die zuvor stehenden einleitenden Worte im Hinterkopf – mit der Stadt Mönchengladbach, so sind in Bezug auf die Wirkung und Gestaltung der Räume dieser Stadt auf der einen Seite Handlungsnotwendigkeiten und auf der anderen Seite Chancen sowie eine Trendwende und Aufbruchsstimmung erkennbar. Auslöser für die Aufbruchsstimmung ist die Stadtentwicklungsstrategie mg+ Wachsende Stadt. Wachstum in Qualität ist durch diese zur Selbstverpflichtung geworden. Der Rat der Stadt Mönchengladbach hat sich im Juni 2016 auf den Beschluss über die Umsetzung der Stadtentwicklungsstrategie mg+ Wachsende Stadt und somit auf die Strategie der Schaffung neuer Qualitäten in der Stadt verständigt. Alle Akteure des „Konzerns Stadt“, zu dem die Stadtverwaltung, die städtischen Tochtergesellschaften sowie Initiativen aus der Stadtgesellschaft zählen, sind vor diese Aufgabe gestellt. Wachstum in Qualität in den unterschiedlichsten Daseinsbereichen der Stadt durch konkrete Projekte zu realisieren, soll Mönchengladbach künftig noch stärker auf den Erfolgskurs bringen, damit diese Stadt lebens- und liebenswert bleibt und konkurrenzfähig wird.

Alle Daseinsbereiche sind betroffen: Von der Attraktivierung der Wohn- und Lebensverhältnisse, der Verbesserung der Umweltbedingungen über die Stärkung des Wirtschaftsstandortes bis zur Stärkung der weichen Standortfaktoren. Der Erfolg wird über Projekte generiert, die Qualität und Wachstum (z.B. an Einwohnern oder Gewerbesteuererträgen) bringen, innovativ sind, positive Effekte auf den städtischen Haushalt auslösen und die relevanten Kennzahlen positiv beeinflussen.

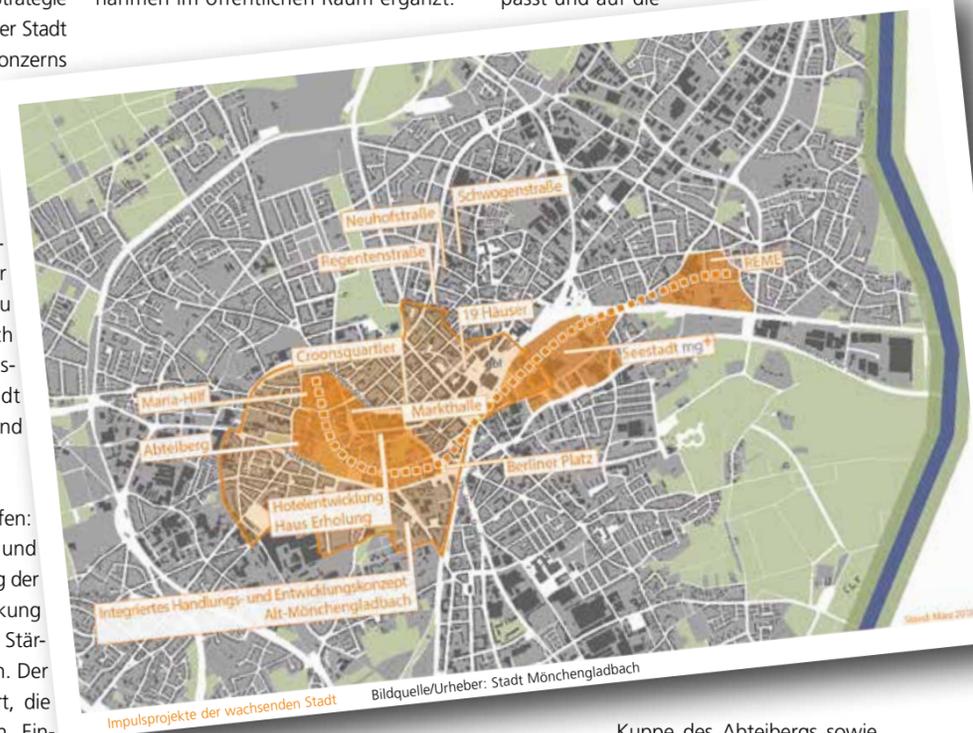
mg+ Wachsende Stadt hat den strategischen Ansatz, die Stadt Mönchengladbach über Projekte besser werden zu lassen. Handlungsschwerpunkte werden genauso auf Stadtplanung und Stadtentwicklung, wie auf das soziale Miteinander und Ökologie gelegt.

Neben der Mönchengladbacher Innenstadt werden über den zurzeit erstellten Masterplan Stadtbezirke die 26 peripher gelegenen Stadtteile aller vier Bezirke, deren Dörfer sowie Honschaften, und somit das gesamte Stadtgebiet revitalisiert und stabilisiert. Die städtebaulichen Impulsprojekte der wachsenden Stadt liegen in der Innenstadt Mönchengladbach an einer gedachten Kurve vom ehemaligen Krankenhausgelände Maria Hilf im Westen über den Abteiberg und die Seestadt mg+ bis zum REME-Gelände im Osten. Die städtebaulichen Entwicklungsprojekte stärken die Stadt als Wohnstandort und werden durch Maßnahmen im öffentlichen Raum ergänzt.

Umgang mit dem öffentlichen Raum – Beispiel Rahmenplan Abteiberg

Im Kern der historischen Stadt liegt der Abteiberg, der Wohn-, Freizeit- und Geschäftsfunktionen innehat. Er beheimatet öffentliche Gebäude, wie das Rathaus, Sakralbauten und das weit über die Stadtgrenzen hinaus, international, bekannte und ebenso renommierte Museum Abteiberg.

Die Bautengruppe Museum Abteiberg mit ihren großzügigen Freiflächen, wie dem Museumsgarten, hat der Architekt Hans Hollein (1934-2014) in mehreren Ebenen an die Topografie des Abteibergs angepasst und auf die



Impulsprojekte der wachsenden Stadt
Bildquelle/Urheber: Stadt Mönchengladbach

Kuppe des Abteibergs sowie den daran anschließenden Berghang eingefügt. Hollein erarbeitete in komplexen Planungen zwischen 1972 und 1982 einen völlig neuartigen Museumsbau für die Kunst der Moderne und der Gegenwart. Das

Unter dem strategischen Ansatz von mg+ Wachsende Stadt werden Städtebau, Stadtgestaltung (einschließlich der Gestaltung des öffentlichen Raums) und Stadtmarketing aufeinander abgestimmt betrieben und miteinander verbunden.

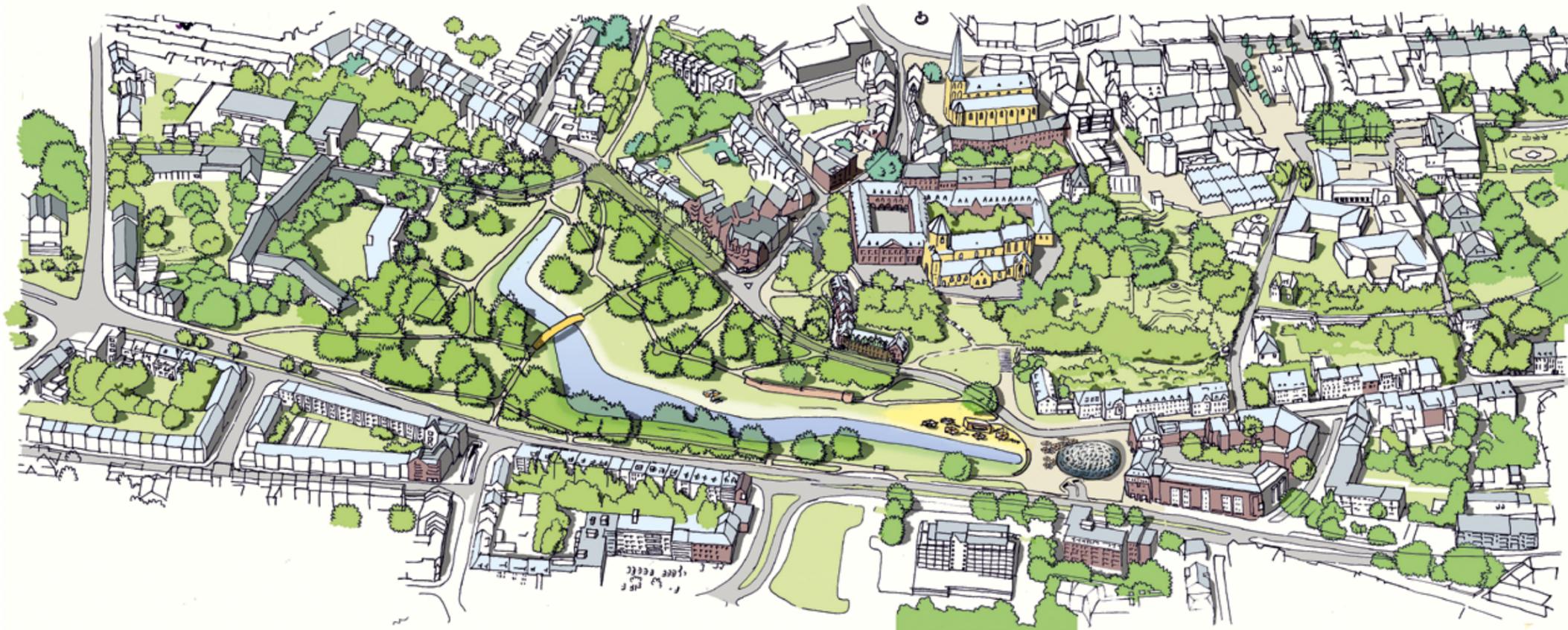


© Uwe Riedel



Fotos: © Uwe Riedel

Museum Abteiberg



Rahmenplan Abteiberg - Perspektive Stadt

Bildquelle/Urheber: Stadt Mönchengladbach

Gebäude gilt als einer der bedeutendsten sowie richtungsweisenden Gründungsbauten postmoderner Architektur in Deutschland und steht unter Denkmalschutz.

Stadintern mit einem Augenzwinkern auch als „Kulturhügel“ bezeichnet, kommt dem Abteiberg im Stadtgefüge als Magnet für Bewohnerinnen und Bewohner Mönchengladbachs sowie für Touristen eine große Bedeutung zu. Die Qualität des öffentlichen Raums um den Abteiberg, dem Kern der historischen Stadt, stellt sich heute sehr differenziert dar. Während viele Bereiche in den vergangenen Jahren bereits eine starke Aufwertung erfahren haben, diese Bemühungen spürbar und sichtbar sind (z. B. der neue Sonnenhausplatz, das Minto oder der Abteihof), besteht teilweise in anderen Bereichen Optimierungsbedarf. Dazu zählen die teils vernachlässigte bauliche Substanz einiger Gebäude und die teils mangelnde Aufenthaltsqualität prominenter Stellen wie Plätze oder Straßenräume. Im historischen Kern besteht damit trotz vieler bereits verbuchter Erfolge noch Potential, um künftig noch einladender, freundlicher und bedarfsgerechter zu werden.

Aufgrund der erkannten Notwendigkeiten, die bauliche Substanz, aber auch den öffentlichen Raum aufzuwerten, hat der Rat der Stadt Mönchengladbach die Verwaltung beauftragt, eine Rahmenplanung für das Quartier um den Abteiberg zu erarbeiten.

Bestehende Handlungsstrategien sollten bei der Erarbeitung dieses Rahmenplans berücksichtigt, kurzfristig realisierbare Maßnahmen identifiziert und eine Umsetzung in Teilschritten aufgezeigt werden. Im Jahr 2017 wurde das fertige Werk vorgestellt. Es handelt sich dabei um eine politisch beschlossene städtebauliche Leitlinie, die als Drehbuch auch im Bereich „Städtebau und Wohnen“ das stadtplanerische Handeln der nächsten Jahre beeinflussen wird. Für die fünf Themenblöcke Wasser, Mobilität, Architektur, Grün und Licht werden konkrete Maßnahmen vorgeschlagen. Der Rahmenplan stellt gleichzeitig die Grundlage für das Integrierte Handlungs- und Entwicklungskonzept Alt-Mönchengladbach dar, welches den Einsatz von Fördermitteln in Millionenhöhe ermöglicht, die 2018 von dem zuständigen Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung des Landes Nordrhein-Westfalen in Aussicht gestellt worden sind.

Wohnen in Mönchengladbach

Es gibt einige positive Rahmenbedingungen, von denen die Stadt Mönchengladbach bei ihrer Entwicklung im Wohnungsbau profitiert. Dies sind vor allem die Kapitalmarktlage mit dem niedrigen Zinsniveau, die im Stadtgebiet vorhandenen Flächenpotenziale, die für Wohnungsbau zur Verfügung stehen, und die Überhitzung des Immobilienmarktes in der Landeshauptstadt Düsseldorf oder in Köln.

In diesen benachbarten Metropolen ist bezahlbarer Wohnraum derzeit ein knappes Gut. Es ist absehbar, dass Wohnraum zukünftig noch rarer und dementsprechend weniger bezahlbar sein wird. Im Vergleich dazu ist die Situation auf dem Mönchengladbacher Wohnungsmarkt relativ entspannt. Auch die Preise sind vergleichsweise moderat. Interessenten können Immobilien relativ günstig erwerben oder anmieten. Mönchengladbach kommt somit eine wichtige Rolle als attraktive und in Teilen noch unterschätzte Alternative zu. Wer hier wohnt, profitiert nicht nur von der Nähe zu den umliegenden Metropolen wie Düsseldorf oder Köln. Die Stadt punktet siedlungsstrukturell und damit auch mit Blick auf die Wohn- und Lebensqualität vor allem durch zahlreiche urbane, gut integrierte Standorte, die gleichzeitig in eine ländliche Umgebung eingebettet sind. Mönchengladbach rückt zuletzt vermehrt vor allem für Pendler, Paare, junge Menschen, aber auch für Familien mit Kindern, die bezahlbaren Wohnraum suchen, in den Fokus. Der demografische Wandel verlangt aber auch ein Angebot für ältere Personen, die vielleicht nach dem Fortzug der Kinder oder dem Verlust des Partners mehr Teilhabe am urbanen Leben wünschen, wieder in der Stadt wohnen und die Vorteile der kurzen Wege und des infrastrukturellen und kulturellen Angebotes der Innenstadt nutzen wollen.

Erfreulicherweise verzeichnet Mönchengladbach bereits seit einigen Jahren zunehmende Investitionen im Immobilienbereich. Unter der großen Klammer von mg+ Wachsende Stadt potenziert sich dieses. Die Erhöhung des Angebots an attraktivem, qualitativem Wohnraum für alle Zielgruppen, der vor allem aber in den vorhandenen Stadtkontext eingebettet ist, ist auch zentrales Ziel der gesamtstädtischen Strategie. Umgesetzt wird diese u. a. durch zahlreiche neue Wohnbauprojekte, die auf den Weg gebracht und in Kürze dem Markt zur Verfügung stehen werden.

Mönchengladbach setzt auf ein breites und vielfältiges Wohnraumangebot für möglichst alle Zielgruppen. Dazu zählt die Schaffung unterschiedlicher Wohntypologien und das Vorhalten von diversen Wohnungsgrößen für Singles, Paare und Familien. Gleichzeitig soll durch ein entsprechendes Angebot auch dem immer noch anhaltenden Wunsch nach dem „eigenen Häuschen“ Rechnung getragen werden. Der Wohnraum muss dabei stets qualitativ, im bestehenden Stadtkontext integriert und vor allem auch bezahlbar sein, um im Wettbewerb mit anderen Kommunen bestehen zu können. Dafür sind in den vergangenen Jahren bereits zahlreiche Flächenpotenziale identifiziert und mobilisiert worden.

In den letzten zwei Jahren konnten ca. 500 Wohneinheiten für rund 1.000 Einwohner fertiggestellt werden (z. B. Roermonder Höfe oder Wohngebiet am Vituspark).



© Thomas Riehle

Insgesamt kann durch weitere geplante Vorhaben in Mönchengladbach grob geschätzt in den nächsten Jahren Wohnraum für knapp 15.000 Menschen geschaffen werden. Zusätzliche kleinere Verdichtungspotenziale, frei werdende Flächen und Baulücken, die reaktiviert bzw. umgenutzt werden können, hat der Rahmenplan Abteiberg identifiziert.

Das Gesicht der Stadt Mönchengladbach wandelt sich und so auch das Bild, das die Menschen – ob Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner oder Touristen – von ihr haben. Mit der Dynamik, der spürbaren Aufbruchsstimmung und dem positiven Imagewandel, welche von den vielen realisierten und geplanten qualitativ hochwertigen Projekten ausgehen, steigt die Zufriedenheit der Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner. Die Identifikation der Menschen mit ihrer Heimatstadt erhöht sich. Gute Reiseerinnerungen an Mönchengladbach sind zu erwarten.

Dr.-Ing. Gregor Bonin ist seit November 2015 Technischer Beigeordneter/Dezernent für Planen, Bauen, Mobilität und Umwelt in Mönchengladbach sowie Geschäftsführer der Entwicklungsgesellschaft der Stadt Mönchengladbach mbH. Mit Wirkung zum 1. April 2018 wurde er zum Stadtdirektor der Stadt Mönchengladbach bestellt.

Informationen über die Stadtentwicklungsstrategie finden Sie unter:

www.mgplus.online

Quellenangaben

- 1) <https://de.wikipedia.org/wikil> Architekturpsychologie, Zugriff am 27.09.'18
- 2) Architektur- und Umweltpsychologie: <http://www.psyplan.de/publikationen/artikel/>; PSY:PLAN Institut für Architektur- und Umweltpsychologie, Zugriff am 27.09.'18
- 3) <https://portal.uni-freiburg.de/cognition/lehre/archiv/ws1112/raumarch>, Zugriff am 27.09.'18
- 4) Sitte, Camillo, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen Reprint der 4. Auflage von 1909*, Birkhäuser Verlag für Architektur, S. 1
- 5) <https://deutschland-studie.zdf.de/district/05116>, Zugriff am 27.09.'18

Was ist ein Sozialraum?

Von Michael Noack



Diese Anschlussfähigkeit ließ sich herstellen, indem konzeptionell zwischen Lebens-, Sozial- und Planungsräumen unterschieden wurde (vgl. Abb.: 1): Der Begriff Lebensraum wird für die Gesamtheit der räumlichen Dimensionen einer individuellen Lebenswelt verwendet. Dadurch sollen das subjektive Erleben des Raumes und das individuelle Verarbeiten dieses Erlebens von objektiv wahrnehmbaren Raumaspekten begrifflich verschieden gekennzeichnet werden. Sozialräume sind das Ergebnis sich überlappender, individuell konstruierter Lebensräume. Geografisch definierte Territorien als administrative Steuerungsgrößen sind keine Sozialräume. Deswegen werden sie als Planungsräume bezeichnet.

Was zeichnet diese drei Raumdimensionen aus und welche Gestaltungsoptionen bieten sie der Sozialen Arbeit?

II. 1 Was ist ein Lebensraum?

In der Fachdebatte besteht weitestgehend Einigkeit darüber, die räumlichen Aspekte individueller Lebenswelten in die Gestaltung sozialer Dienstleistungen einzubeziehen.

Räumliche Aspekte individueller Lebenswelten hängen mit Wahrnehmungsprozessen zusammen, die sich verstehen lassen, wenn der Blick über den Tellerrand der Sozialwissenschaften hin zur Neurobiologie geweitet wird. Das Erklärungspotenzial der Neurobiologie zu den Mustern und Ausprägungen subjektiver Konstruktionen von Lebensräumen ergibt sich vor allem durch eine Berücksichtigung des menschlichen Körpers, der in der Soziologie in der Tat tendenziell ausgeblendet wird (Schroer 2003, S. 73). Dabei ist der Körper die zentrale Vermittlungsinstanz zwischen individuellen zerebralen Konstrukten und der Außenwelt des Individuums.

Bewegen wir unseren Körper, erfahren wir den ihn umgebenden Raum aufgrund zerebraler Konstruktionsleistungen als ein absolutes Bezugssystem unserer Bewegungen (Gölz 1970, S. 63): Häuser, Straßenlaternen, Wälder und Flusslandschaften sind fest in ihm verankert.

Zudem erlebt sich Mensch in seinen unterschiedlichen Lebensräumen als absolut verankert. Für diese Erfahrungen sind zu Erfahrungen geronnene zwischenmenschliche Interaktionen verantwortlich. Dass eine Flusslandschaft als solche erlebt wird, resultiert aus der Erfahrung eines Menschen, dass andere Menschen die wahrnehmbaren Elemente einer Flusslandschaft, wie fließendes Wasser, Uferzonen, Schilfwuchs und Enten, kognitiv zur Gestalt „Flusslandschaft“ verbinden. Im Rahmen von Sozialisations- und Enkulturationsprozessen lernen wir die Etiketten von Wahrnehmungselementen ebenso kennen (der Haufen Sand am Rande fließenden Wassers wird als Ufer bezeichnet) wie deren Verbindung mit anderen sinnlich erfahrbaren Elementen zu intersubjektiv anerkannten Raumgestalten (das Ufer und das fließende Wasser werden von Mitmenschen mehrheitlich zur Gestalt einer Flusslandschaft verbunden und als solche bezeichnet). Insofern sind nicht unsere „Netzhaute“, sondern die Gehirnvorgänge die unmittelbare Grundlage unseres Raumerlebnisses“ (Gölz 1970, S. 33).

Subjektiv konstruierte Lebensräume eines Menschen können in verschiedenen räumlichen Territorien verortet sein und bilden ein individuelles Lebensraumnetzwerk (vgl. Abb. 2). Damit sind wir bei einer sozialarbeiterischen Gestaltungsnotwendigkeit auf der Ebene des individuellen Lebensraumes angekommen: der Berücksichtigung

örtlich als Inseln angeordneter Lebensräume. Die Ausblendung örtlich verteilter lebensräumlicher Bezüge von Hilfe suchenden Menschen stellt einen sozialarbeiterischen Kunstfehler dar.



Abbildung 2: Örtlich verinselte Lebenswelt

Daher sind interterritoriale Kooperationen zwischen Fachkräften, die für unterschiedliche Planungsräume zuständig sind, notwendig. Interterritoriale Kooperationen ermöglichen es, nicht nur den Wohnort der Menschen bei der Hilfestellung zu berücksichtigen, sondern auch örtlich als Inseln angeordnete Lebensräume und – wenn von den Betroffenen gewollt – Lebensräume an bisher nicht genutzten Orten zu eröffnen.¹

II. 2 Was ist ein Sozialraum?

Im sozialarbeiterischen Fachdiskurs sollten die Ebenen der Lebensräume von der Ebene des Sozialraums getrennt werden, um Begriffsverwirrungen zu vermeiden, die zu der Annahme führen, es gäbe so viele Sozialräume wie Individuen. Das zentrale Definitionselement des Begriffs Sozialraum ist die Überlappung individueller Lebensräume (Abbildung 3).

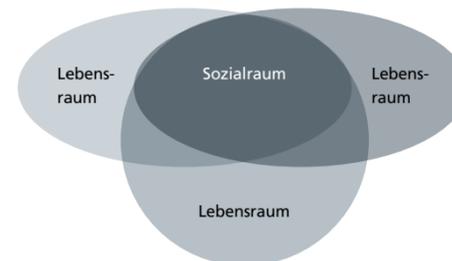


Abbildung 3: Lebens- und Sozialraum

Wenn ich meinen Wohnort wechsele, erfahre ich durch Beobachtungen, Interaktionen und Gespräche, welchen Sinn die Menschen in meiner Nachbarschaft diesem Ort verleihen. Höre ich die Leute von „meinem Veedel“, „meinem Sprengel“ oder „meinem Block“ reden, beteilige ich mich an derlei Unterhaltungen, weil sie Sinn für mich ergeben oder meinem Alltag Sinn geben und erkenne ich die territorialen Strukturen (an), durch die dieser intersubjektiv geteilte Raumbezug eingegrenzt wird (etwa von der Bahntrasse im Norden, der Bundesstraße im Südwesten und dem östlich angrenzenden Gewerbegebiet), übernehme ich diese Raumbedeutungen, wodurch sich meine Lebenswelt mit denen der beobachteten Menschen an diesem Ort überlappt.

II. 3 Was ist ein Planungsraum?

Wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, bilden die Wahrnehmung von und die Partizipation an territorial verorteten Interaktionen Voraussetzungen für die subjektive Lebensraumkonstruktion und deren Überlappung zu Sozialräumen, deren Sinn intersubjektiv geteilt wird. Diese intersubjektiv geteilte Wirklichkeit ist die Basis der alltäglichen Lebensführung von Menschen in einer Nachbarschaft, an der das Fachkonzept Sozialraumorientierung ansetzt. Daher werden im Rahmen sozialraumorientierter Umbauprozesse versülte Aufbau- und Ablauforganisationen durch planungsraumbezogene Organigramme ersetzt (vgl. Abb. 4).

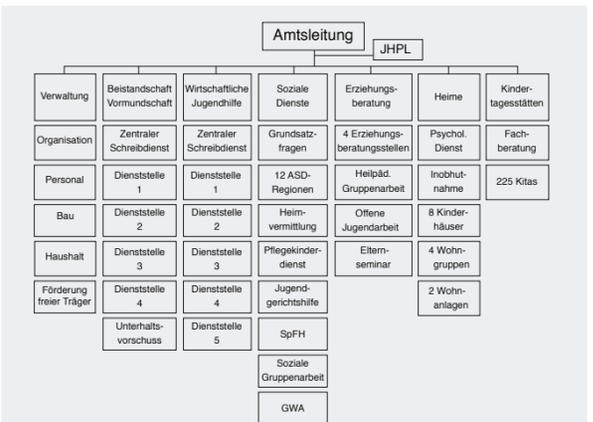


Abbildung 4a. Funktional differenziertes Organigramm eines Jugendamtes

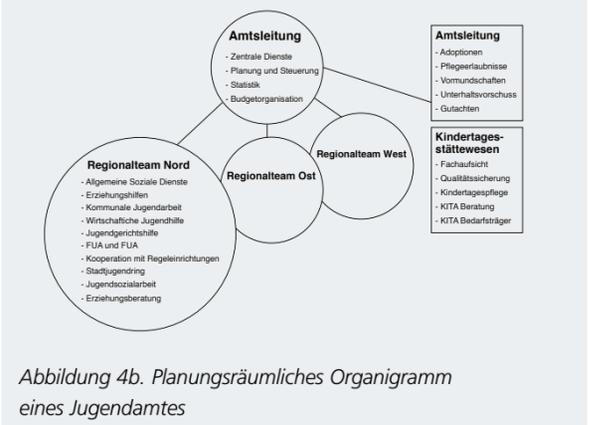


Abbildung 4b. Planungsräumliches Organigramm eines Jugendamtes

Dadurch kann die Lebenswelt- und Alltagsorientierung sozialer Dienste erhöht werden, weil Organisationen sich „durch Organigramme einen formalen Plan, eine Karte des Selbst“ (Drepper 2003, S. 109) machen.

Dr. Michael Noack ist Professor für Methoden der Sozialen Arbeit mit dem Schwerpunkt Gemeinwesenarbeit / Quartiermanagement am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein. Seine Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Methoden der empirischen Sozialforschung, interdisziplinäre Netzwerkforschung und sozialräumliche Organisations- und Netzwerkentwicklung
E-Mail:michael.noack@hs-niederrhein.de

¹ Hinweise für den Aufbau und die Steuerung interterritorialer Kooperationen finden sich bei Noack (2015b).

Es gibt Begriffe, die sind in Mode. Dazu gehört auch der Begriff „Sozialraum“. Als ich mit meiner Arbeit an diesem Beitrag begann, habe ich dieses Wort bei Google eingegeben. Ich erhielt über 605.000 Ergebnisse. Und ich fand heraus, welche Bedeutungen mit diesem Begriff transportiert werden. Da ist die Rede von „Bildungsangeboten im Sozialraum“, von „Sozialräumen als Pausenraum für Pflegefachkräfte in Pflegeeinrichtungen“ oder von „sozialräumlichen Hilfen und Angeboten“. Mal werden die räumlichen Aktionsradien einzelner Menschen als Sozialraum bezeichnet, an anderer Stelle wird einem Wohnquartier das Etikett „Sozialraum“ verliehen und es ist sogar die Rede vom „Sozialraum Europa“. Puh, ganz schön unübersichtlich.

Klar ist: Der Begriff Sozialraum wird in verschiedenen Wissenschaften von unterschiedlichen Autor*innen mit differenten Bedeutungen verwendet. Mit diesem Beitrag bringe ich aus sozialarbeitswissenschaftlicher Perspektive etwas Ordnung in die Debatte.

I. Sozialer Raum und Soziale Arbeit

Um eine Brücke zwischen den Lebenswelten eigensinniger Individuen und zweckrationalen Hilfesystemen bauen zu können, wurde ein dreidimensionaler Raumbegriff entwickelt (Noack 2015a, S. 76 ff.), der sowohl im institutionellen Hilfesystem als auch in den örtlich verinselten Lebenswelten anschlussfähig ist.



Abbildung 1: Lebens-, Sozial- und Planungsraum

STARKE SYMBOLIK: Wasserspiele, Feuerkugel und Cortenstahl auf dem Platz des Gedenkens

von Sabine Alef



Geht man die Hephataallee auf dem Gelände der Stiftung hoch, liegt etwas im Verborgenen hinter dem so genannten Wirtschaftsgebäude der „Platz des Gedenkens“. Die letzten Jahre lag dieser Platz etwas abseits und unbeachtet, dabei hat er eine lange, interessante und wechselvolle Geschichte erlebt.

Einst umrahmt von den großen alten Pflegehäusern „Bodelschwingh“ und „Disselhoff“ stand hier anfangs die erste Kirche auf dem Stiftungsgelände. Aufgrund der zu großen Kriegsschäden wurde die Kirche nach Kriegsende abgebrochen und es entstand ein Platz, der als Park, Spielplatz und schließlich Ort des Gedenkens an die im Krieg umgekommenen Bewohner Hephatas genutzt wurde. Die großen Anstaltsgebäude sind lange verschwunden und an dem ungenutzten Platz nagte der Zahn der Zeit.

Bei der anstehenden Überplanung des Platzes war uns dieser geschichtliche Hintergrund wie auch die Schaffung eines belebten Treffpunktes wichtig. Zentrales Thema sollte aber das Gedenken an die Verstorbenen bleiben – sowohl aus Kriegszeiten aber auch als Möglichkeit zur Trauerarbeit aktuell verstorbener Bewohner der Stiftung Hephata.

Es sollte ein freundlicher Platz entstehen, der allen die Möglichkeit einer gemeinsamen Anteilnahme, aber auch zu Treffen der Mitarbeiter und Tagungsgäste gibt. Nicht zuletzt sollte dadurch eine gestalterische Aufwertung gerade im Hinblick auf die Öffnung des Geländes für die neu entstehende Nachbarschaft im „Quartier am Vituspark“ entstehen.

Die seit Beginn an bestehenden Rahmenstrukturen des neu zu gestaltenden Platzes haben wir im neuen Entwurf bewusst erhalten. Markant ist hier die noch erhaltene alte Kirchentreppe, über die man auch weiterhin den Platz betreten kann. Die alte Einfassung aus Naturstein mit den neu gepflanzten Linden nimmt den Charakter der Hephataallee wieder auf. Die blühenden Beete und der neue Plattenbelag spiegeln die Struktur der alten Kirche wieder. Ähnlich einem Kirchenschiff entstand eine Mittelachse, an deren westlichen Ende seit 1991 der Gedenkstein für die 188 Bewohner der Stiftung steht, die im Rahmen der so genannten Euthanasieaktion ermordet wurden. Durch die leichte Hanglage ist der Zugang hier barrierefrei. Über eine Reihe von Wasserspielen, die symbolisch für den Lauf des

Lebens stehen, steht dem gegenüber eine Feuerkugel, in der Kerzen als Zeichen der Andacht für Verstorbene entzündet werden können. Als markantestes Kunstwerk haben wir ein stilisiertes Tor ans Ende dieser Mittelachse gesetzt. Der rostende Cortenstahl verdeutlicht nochmal die Vergänglichkeit



Fotos: © Hephata Bau- und Liegenschaften

keit, steht aber auch wie ein offenes Eingangstor oberhalb der alten Kirchentreppe. Letztendlich soll der Platz noch ergänzt werden durch Bänke und Sitzgelegenheiten, die zu einer Mittagspause am Wasser oder einer Tagungsrunde im Schatten der alten Buchen einladen sollen. Der Platz steht so als Anfang für eine Aufwertung und Verbesserung der vorhandenen Strukturen auf dem Stiftungsgelände.

Sabine Alef (Dipl. Ing. Architektin) arbeitet seit dem Jahr 2000 als Architektin bei der Evangelischen Stiftung Hephata an Entwurf und Realisierung von zahlreichen Neubau-, Umbau- und Instandhaltungsprojekten mit.



Architektur für Menschen

von Susanne Tillmann



Unser Ziel ist es, Architektur für Menschen zu machen. Die Architektur so zu planen, zu gestalten und zu bauen, dass sie nicht Selbstzweck ist, sondern Raum gibt für Menschen mit besonderen Ansprüchen. Das heißt, erst mal unzählige Regeln und Vorgaben einzuhalten und einzuplanen. Das Korsett, das dem dann irgendwann individuellen Raum zu Grunde liegt, ist eng! So eng, dass selbst jeder Quadratmeter, der einem Menschen zusteht, vorgegeben ist, die Kosten sind begrenzt. Wenn alles eingehalten wurde, das Regelwerk, der Brandschutz, die Barrierefreiheit, die Quadratmeter, die Vorgaben aus dem oft sehr speziellen Grundstück, dann sollte optimaler Weise ein Raumgefüge entstanden sein, das einem oder vielen Menschen Heimat gibt, Rückzugsort ist, das hilft, ohne große Einschränkungen zu leben und sich wohl zu fühlen. Ein Gebäude entsteht, das auch nach außen zeigt, wir gehören dazu, wir fügen uns ein, aber auch wir sind individuell, grenzen uns nicht ab. Wenn wir so weit sind, gilt es auch die ganz speziellen Wünsche eines neuen Bewohners umzusetzen oder die Erfahrungen eines umsichtigen Betreuers zu berücksichtigen.

Zum Beispiel bei einem neuen Projekt in Meerkamp, ein Haus für Menschen mit erworbenen Hirnschäden, hier kommt uns die Erfahrung von Christian Houben aus seiner Arbeit mit genau diesen Menschen zugute: „Baut uns einen vernünftig großen Aufzug, der auch Krankentragen aufnehmen kann.“ und „Denkt an einen über-



dachten Platz für Raucher, die meisten der betroffenen Menschen sind Raucher.“ Das hört sich ganz nebensächlich an, ist aber im Alltag später sehr hilfreich. Es ist auch sinnvoll, jemanden von der Basis mit zum Grundstück zu nehmen, gemeinsam zu überlegen, werden die Menschen hier angenommen, können Sie sich hier frei bewegen, fin-

den sie das, was sie brauchen. In Meerkamp wird das Haus neben der Kirche entstehen, fügt sich in die Grünanlagen und Wege um die Kirche ein. Nach Rücksprache mit den Mitgliedern der Gemeinde, finden wir: „Ja hier wollen wir bauen, hier sind die Menschen willkommen!“

Ein weiteres Beispiel ist unser neues Wohnhaus in Korschenbroich für Kinder mit schwerster Mehrfach-Behinderung: Hier hat uns Manfred Offermann, der einen Teil

individuellen Raum und ein Zuhause geben, mit so viel Technik wie nötig und so wenig wie möglich, soll sich immer wieder den geänderten Anforderungen und Bedürfnissen der Kinder anpassen, z.B. während der Bauphase, Herr Offermann: „Bau uns ein Zuhause für ein Geschwisterpaar, das nie getrennt geschlafen hat.“ Es entsteht eine Tür zwischen beiden Räumen, die jederzeit wieder geschlossen werden kann. „Wir brauchen einen Sichtschutz!“, die Architektin ringt noch mit sich, wie der endgültig aussehen kann.



Fotos: © Udo Leist, Hephata Bau- und Liegenschaften

der Kinder schon seit Jahren begleitet hat, mit Fakten von der Basis unterstützt. Das Gebäude liegt gegenüber dem S-Bahnhof. Hier war es wichtig und ist es immer noch, mit dieser speziellen Lage zu arbeiten. Die Barrierefreiheit zum Bahnhof und Ortskern war sofort hilfreich, einige der Kinder waren zum Glück Bahn-Fans. Die Technik half uns auch, die Nachteile zu bewältigen, besonderer Schallschutz und eine Lüftungsanlage. Das Gebäude sollte schützende Hülle sein, aber auch etwas Besonderes. Es präsentiert sein Gesicht jeden Tag aufs Neue unzähligen Pendlern beim Blick aus dem Zugfenster. Das Haus soll 14 Kindern

Wir bleiben im Gespräch, alles bleibt im Fluss, der Raum ist für den Menschen da. Und wir werden nie arbeitslos!

Susanne Tillmann (Dipl. Ing. Architektin) arbeitete bis 1991 als angestellte Architektin in Berlin mit ersten selbstständigen Projekten, bis 2006 dann als selbstständige Architektin in NRW, bevor sie 2007 in den Dienst der Evangelischen Stiftung Hephata trat.



Neue Betriebsstätte Am Reststrauch in Mönchengladbach für Menschen mit Behinderung

In Mönchengladbach-Wickrath entsteht am Reststrauch eine barrierefreie Produktionsstätte für Menschen mit Behinderung. Die Aufgabenstellung erfordert im Besonderen, auf diese Menschen und ihre Möglichkeiten einzugehen. Genauer bedeutet das, ihre Wahrnehmungssinne in vielerlei Hinsicht zu berücksichtigen. Angefangen bei der Formgebung, mit dem Verstehen der Großformen und dem Auffinden von Differenzierungen, bis hin zu entsprechenden Auseinandersetzungen von Größenempfindungen klein/groß, Lichtempfindungen hell/dunkel und Raumempfindungen offen/geschlossen.

Weist eine Großform unterschiedliche Flexibilität auf, ist es insbesondere wichtig, diese Großform in überschaubare, ablesbare Einheiten zu gliedern. Dadurch werden kleinere Gruppen mit entsprechender Betreuung möglich und erhöhen zudem die Orientierung und die Akzeptanz. Dies setzt sich innerhalb der Materialität weiter fort. Die

Zentral dazu gelegen befinden sich die Umkleide- und Sanitärräume sowie die Lagerhalle mit LKW-Andienung. Ergänzt wird der Produktionsbereich durch die Verwaltung mit entsprechenden Büro-, Besprechungs- und Seminarräumen. Eine Cafeteria mit Außenbereich bietet zudem Speisen und einen gemeinschaftlichen Treffpunkt.

Von großer Bedeutung sind Freiräume, die Pausen einräumen und den Arbeitsprozess unterbrechen. Insofern sind die jeweiligen Arbeitsbereiche individuellen Freiräumen und Außenbereichen zugeordnet. Offene Aufenthaltsbereiche bieten Raum für Ruhephasen und gemeinsame Gespräche.

Alle Arbeitsräume, insbesondere die Produktionsbereiche, besitzen großflächig umlaufende Glasfassaden mit Sonnenschutzelementen für eine großzügige natürliche Belichtung. Die verwendeten Baumaterialien sind den entsprechenden Nutzungsberei-

Der Entwurf der Betriebsstätte stammt von Schrammen Architekten BDA, in dessen Zentrum des Denkens und Handelns der Mensch als Nutzer, Betrachter und „Erleber“ des zukünftigen Raumes steht. Eine besondere und spannende Aufgabe ist dies im Zusammenhang mit Menschen mit Behinderung.

Seit rund 20 Jahren plant und baut Schrammen Architekten BDA Wohngebäude, Werkstätten und Schulen für die Evangelische Stiftung Hephata. Über diese langfristige Zusammenarbeit und vor allem das Vertrauen ist das Architekturbüro dankbar und freut sich, nun wieder eine Betriebsstätte bauen zu dürfen.



Schrammen Architekten BDA besteht seit 1988 in Mönchengladbach. Das Spektrum der Architekturleistungen ist breit angelegt: von Wohnungsbau über Gewerbe- und Bürohausbau bis hin zu unterschiedlichsten Spezialbauten. Für die Evangelische Stiftung Hephata realisierte das Büro bereits an die 40 Bauvorhaben.

Architektur für schöne Auszeiten

Von Susanne Tillmann

Die Planungsleistungen von Schrammen Architekten BDA für die Evangelische Stiftung Hephata werden engmaschig von der Abteilung Bau und Liegenschaften der Stiftung als Vertreter des Bauherren und der zukünftigen Nutzer begleitet. So hatte ich im Sommer dieses Jahres den Vorzug, in die sich im Bau befindliche Betriebsstätte am Reststrauch eingebunden zu werden.

Kümmere dich mal um die Küchen für die Meeting Points! Hierzu muss man erst einmal wissen, dass zwischen zwei großen Bereichen einer Produktionshalle ein weißer, ca. sieben Meter langer und drei Meter hoher Rahmen eingeschoben wurde, um eine Küchenzeile ohne Oberschränke aufzunehmen, davor ein Tisch mit Stühlen - der Meeting Point!

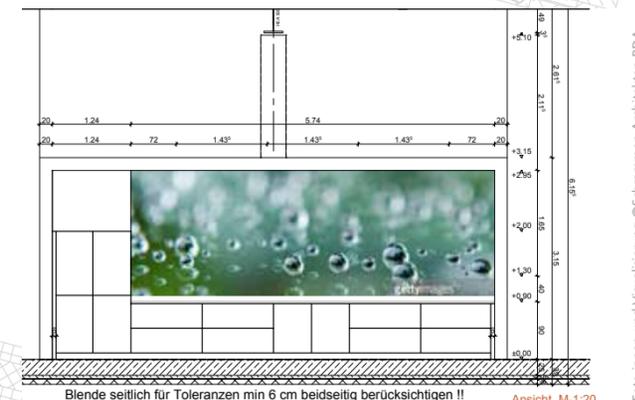
Bei einem gemeinsamen Termin habe ich den Betriebsstättenleiter Matthijs Kramer und seinen Kollegen Winfried Winkens befragt, wie sie mit diesem Meeting Point arbeiten wollen. Die funktionellen Vorgaben waren mir bereits bekannt, aber wie sollte der Meeting Point in die pädagogische Arbeit einbezogen werden? Von Herrn Winkens kam sofort die Antwort: „Wir brauchen einen Ort in der

Herr Kramer: „Eine Fototapete!“ Alle lachen, ist das nicht 70er-Jahre?

Einige Tage und Telefonate später, Bemusterung der Farben vor Ort, in der Produktionshalle durch Achim Ritz, Architekt und Projektmanager bei Schrammen Architekten. Herr Ritz: „Ich habe mir den ganzen Abend Fotos bei Berlinterpete angesehen und habe Ihnen drei Fotos mit Tautropfen mitgebracht, für jeden Meeting Point eines!“

Beim Blick auf die Bilder haben wir nicht mehr gelacht. Tautropfen die übergehen in verschwimmende Farbflächen, Blau- und Grüntöne. In diesem heißen Sommer fühlten wir uns alle sofort an einen anderen Ort versetzt. In Folge haben wir die Idee noch verstärkt, indem wir die Fotos nun auf Textil drucken und von hinten mit einem Lichtrahmen beleuchten lassen.

Wir hoffen nun, im November unseren Meeting Point zum Wegräumen in Natura bewundern zu können und ihn dann im Dezember den Mitarbeitern der neuen Betriebsstätte eingerichtet übergeben zu können.



Halle, wo wir Menschen kurzfristig aus dem Arbeitsprozess rausziehen können, wo sie runter kommen, wo wir sie aber trotzdem sehen können.“

Wir mussten also am Meeting Point etwas Besonderes finden, um den Menschen die Möglichkeit zu geben, sich zurückzuziehen, sich „wegzubeamen“. Eine besondere Hintergrund-Farbe als Füllung des Rahmens?!

So kann Architektur, können Räume die pädagogische Arbeit unserer Kollegen erleichtern und den Menschen vor Ort schöne Auszeiten schenken.



Wahl der Materialien unterstützt die Gliederung der differenzierten Bereiche und hilft dem Nutzer und Betrachter, die Struktur und die Funktion des Gebäudes leichter zu verstehen.

Das geplante Gebäude gliedert sich im Wesentlichen in die folgenden Bereiche: Produktion mit Lager, Verwaltung und Cafeteria. Die Produktion umfasst drei Produktionsbereiche für jeweils zwei Gruppen.

chen angepasst, primär findet Beton, Stahl, Glas und Holz Verwendung. Die Kombination der Materialien im Innenraum der Produktionsbereiche mit Sichtbetonwänden, einer filigranen Dachstuhlkonstruktion sowie den großformatigen Fensteranlagen in Kiefernholz, lassen einen Materialkanon entstehen, der der Nutzung sowohl einer Produktionsstätte als auch einem Ort der Begegnung und Betreuung entspricht.

„Wir nehmen also mit anderen Worten eine Atmosphäre nicht wahr, sondern wir nehmen gemäß einer Atmosphäre wahr.“ Jean-Paul Tibaud

Fotos: Udo Leist

Nicht Sofa für Nische, sondern Nische für Sofa

von Sabine Hirte



Anja hat einen Sessel und der muss mit. Anja ist Mitte vierzig, wohnt bei ihren Eltern, ein Umzug in ein Wohnhaus von Hephata ist geplant.



Anja hat auch noch weitere Wünsche, z.B. eine Badewanne, die muss auch sein. Zum Entspannen. Und insgesamt wäre es gut, wenn sie ihre Räume nicht mit anderen teilen muss, wenn sie das nicht möchte.

Jeder Mensch hat seine Wünsche im Gepäck, wenn er ein neues Zuhause sucht. Für manch einen ist wichtig, dass sich die Wohnung im Erdgeschoss befindet, für eine andere muss das Bad ein Fenster haben. Auch Menschen im Autismus-Spektrum bringen Wünsche mit – manche bleiben verbal ungesagt, vielfach ist dann das familiäre oder professionelle Umfeld in der Lage, diese zu benennen. So war es auch bei Anja und den drei anderen Menschen, die vor etwa zwei Jahren auf unserem Gelände in Mönchengladbach ein neues Zuhause gefunden haben.

Was wichtig ist, kann unterschiedlich sein. Barrierefreiheit ist inzwischen für uns bei allen Um- und Neubauten Pflicht und selbstverständlich. Aber wie wir andere,

teilweise sehr individuelle Bedingungen umsetzen, leiten wir von den jeweiligen konkreten Bedarfen ab.

Wohnen heißt, zuhause sein. Was erleichtert es, sich zuhause zu fühlen? Bei Anja geht es vor allem darum, dass sie für sich sein kann. Damit zum Beispiel niemand anders den Lichtschalter bedient, außer ihr selbst. Das mag sie nicht. Und es ist ihr wichtig, dass es vertraut riecht, dort wo sie sich aufhält. Wenn sie das Haus verlässt, nimmt sie immer etwas mit, an dem sie schnuppern kann. Das gibt ihr Sicherheit. Sicherheit ist für viele Menschen im Autismus-Spektrum ein wichtiges Thema. Eigene Räume können dabei helfen, sich sicher zu fühlen. Im Fall von Anja ist es ein ganzes Appartement geworden. Von hier aus nimmt sie nun nach und nach Kontakt auf zu den anderen Menschen im Haus. Inzwischen trifft sie sich sogar mit anderen zum gemeinsamen Essen. Sie kann das auch deshalb tun, weil die räumliche Atmosphäre stimmt.

Eine wissenschaftliche Studie hat sich kürzlich intensiv mit dem Thema „Raum und Behinderung“ beschäftigt. Atmosphäre scheint dabei eine wichtige Rolle zu spielen. „Diese im Rahmen der Wahrnehmung von räumlichen Atmosphären aufgenommenen Informationsgehalte sind in der Lage Gefühle hervorzurufen, Stimmungslagen zu verändern und Befindlichkeiten zu beeinflussen“ (vgl. Modes, 2016).

Diese Erkenntnis haben wir in der langjährigen Geschichte der Entwicklung der Wohnangebote Hephatas hinlänglich bestätigt gefunden: manchmal sind es gerade die Räume, die ein bestimmtes Verhalten von Menschen hervorrufen. Enge, die damit verbundene Lautstärke und die gemeinsame Nutzung von Funktionsräumen führen mancherorts zu Erschwernissen im (pädagogischen) Alltag.

So lässt sich auch unsere Erfahrung erklären, dass Menschen sich in anderer, kleinteiliger und für sie angenehmer Umgebung anders verhalten können. Vielleicht werden sie in anderer Atmosphäre, in bedarfsgerechteren Räumen auch anders von uns wahrgenommen? Marie-Theres Modes findet auch das in ihrer Studie bestätigt (siehe ebd.).

Wenn wir an die Vergangenheit Hephatas denken, dann fallen uns große Häuser ein, in denen viele Menschen zusammen leben mussten. In einem der Hephata-Zeitzeugen-Filme beschreiben es einige ältere Herren sehr anschaulich, wie es sich angefühlt hat, den Schlafraum und viele andere Lebensbereiche teilen zu müssen. Längst haben wir uns davon verabschiedet und inzwischen ein ganz anderes Niveau erreicht, was den Bau und die Ausstattung von Räumen zum Leben angeht.

Und wir merken, dass es einen Einfluss auf das Verhalten hat, wie Räume gestaltet sind. Das gilt auch – oder gerade – bei Menschen mit erheblichen Einschränkungen. Zum Beispiel, weil sie selbst die Regie über ihre

Räume haben können und über Möblierung und Ausstattung, Kontakt und Rückzug entscheiden. Und so entsteht das Wechselspiel: gemäß dieser Atmosphäre nehmen wir wahr und sie erlaubt uns auch einen anderen Blick auf Menschen.

Auch die drei Herren, die gleichzeitig mit Anja diese für ihre speziellen Bedarfe gestaltete Wohnung beziehen, bringen ihre Wünsche mit. Sie wollen gemeinsam leben. Das kennen sie seit Jahren und das soll sich nicht verändern. Es braucht einen gemeinsamen Wohn- und Essbereich, eine gemeinsame Küche und für jeden das eigene Zimmer und ein eigenes Bad. Aber jetzt ist alles ebenerdig und übersichtlich. Karl hat direkt aus seinem Zimmer heraus im Blick: wer kommt, wer geht, welche Mitarbeitenden sind da. Das ist wichtig für ihn. Er muss wissen, was los ist. Der Überblick gibt ihm Sicherheit.

Auch für Martin hat sich viel verbessert. Baden oder Duschen? Jetzt ist beides möglich. Er muss sich nur noch entscheiden. Das ist schwer genug für ihn. Mit dem Pflegebad entsteht aber diese Freiheit jeden Tag neu. Das hilft, um sich wohl zu fühlen.

Und für Jan war seine rote Sofaliese wichtig – extra dafür ist eine Nische ins Wohnzimmer gebaut worden. Nische für Sofa, nicht umgekehrt. Auch er kann aus diesem sicheren Rückzugsort heraus alles beobachten. Er hat aus unserer Sicht bisher am meisten davon profitiert, dass

wir einen Wohnort für die drei Menschen geschaffen haben, der sich so eng wie möglich an ihren Bedarfen orientiert.

Der Bereich ist zu Anjas Appartement hin geschlossen. Könnte mal geöffnet werden, irgendwann, wenn gegenseitiges Interesse besteht. Kann passieren, muss aber nicht. Auch das ist uns in Hephata Wohnen wichtig: flexibel bleiben mit unseren Räumlichkeiten, bei allen individualisierten Möglichkeiten, die wir schaffen, muss es auch leicht sein, durch kleine Veränderungen wieder andere Bedarfe zu bedienen. Selten bleiben Menschen ein Leben lang in den gleichen Räumen wohnen. Es ist normal, dass man sein Wohnen immer wieder an mögliche neue Bedarfe anpasst. Das gilt für uns alle und natürlich auch für die Menschen, die wir begleiten. Ungünstige Konstellationen im Zusammenwohnen, zunehmende Pflegebedürftigkeit, veränderte Verhaltensweisen oder auch einfach die Neugier darauf, sich nochmal an anderer Stelle wohnlich ausprobieren zu können, führen zu Veränderungen der Zusammensetzung in den Wohn- und Appartementhäusern.

Mit den Räumlichkeiten sind natürlich auch unsere pädagogischen Konzepte verbunden. Es ist ein Unterschied, ob in einer Haus- oder Wohngemeinschaft ein gemeinsames Wohnzimmer genutzt wird oder jeder lieber für sich ist. Unsere pädagogischen Konzepte, unsere individuellen Ziele und Maßnahmen sind häufig sehr eng an eben diese räumliche Situation geknüpft. Und die räumliche Atmosphäre, gemäß derer wir wahrnehmen, beeinflusst auch unser professionelles Handeln.

Gleichzeitig entstehen mit den Erfahrungen, die wir täglich machen, auch Ideen für neue Wohnkonzepte, die im nächsten Neu- oder Umbau verwirklicht werden können.

Bestimmt lassen sich auch für Anja, Jan, Karl und Martin weitere Verbesserungen herstellen. Aber jetzt dürfen sie erst einmal ankommen. Und das geschieht bei Menschen im Autismus-Spektrum in ihrem ganz eigenen Tempo.

Sabine Hirte (MA Diakonien-Management) ist Diakonin und seit 2010 Geschäftsführerin der Hephata Wohnen gGmbH.





Das Wohnzimmer

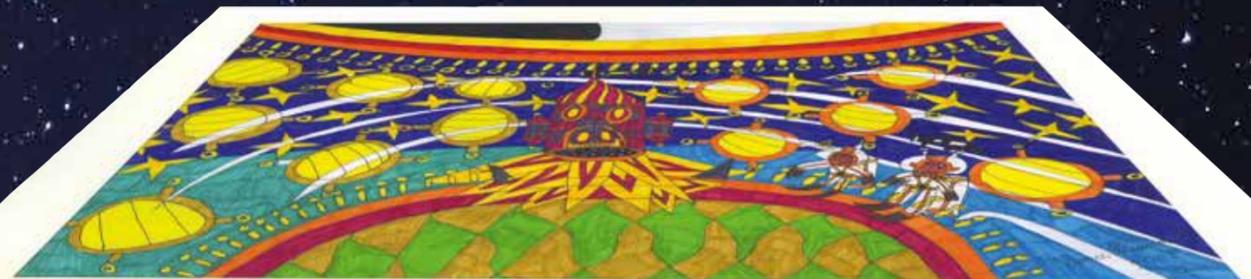
Bei Oma im Wohnzimmer war es für mich immer ein Ort der Ruhe
Und des Wohlbefindens.
Oma hatte auf der Couch immer eine selbst gehäkelte Decke,
wo sie mich mit eingemummelt hat.
Es war ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit.
Auf der Couch hatte sie auch alte Puppen, die sie sehr liebte
Und mir immer eine zum Schlafen in den Arm gegeben hat.
Bevor ich eingeschlafen bin hat sie mir immer ein gute Nacht Küsschen
Gegeben. Bei Oma war es immer wie ein Zuhause.

Sonja Winands

Weltraum

Der größte Raum, ist der Weltraum.
Wie groß er wirklich ist, weiß niemand.
Auch wie viele Sterne und Planeten es
in diesem Raum gibt weiß niemand.
Mit dem Leben auf anderen Planeten
ist es auch ein offenes Rätsel.

Marcel Römer



Saturn - Irene Weißmantel

SIE HATTEN KEINEN RAUM IN DER HERBERGE

Von Klaus Eberl

Jedes Jahr dieselbe Geschichte. Maria und Josef unterwegs von Nazareth in Galiläa nach Bethlehem. Als Kind habe ich die Geschichte auswendig lernen müssen, um sie unter dem Weihnachtsbaum aufzusagen. Und immer am Heiligen Abend wurde dieser alte Text so lebendig, dass auch ich in meinen Gedanken den Koffer packte und mich neben Maria und Josef stellte, um ihren Weg mitzugehen. Ihre Geschichte wurde zu meiner Geschichte. Ich hörte, wie Augustus seinen Befehl gab, dass man sich in Steuerlisten eintrage. Ich bedauerte die hochschwängere Maria, die sich mit Josef auf den eigentlich unzumutbaren Weg machte. Ich klagte über die Willkür der Behörden. Und ich begleitete schließlich das heilige Paar auf der Herbergssuche mit niederschmetterndem Ergebnis: Alles voll! Alles belegt! Kein Platz hier! Die Gastwirte zuckten zuweilen stumm mit den Schultern, manche erklärten ihr Bedauern, andere spuckten nur frech: Weg da! Es war zum Heulen! Die Zeit drängte. Dann die Erlösung: einer erbarmt sich, stellt den Stall zur Verfügung. Ein Stall! Besser als nichts! Am elendesten Ort der Welt wird Jesus geboren, der Christus Gottes. In einer Futterkrippe. Denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und weil diese Geschichte mir so vertraut war, dass ich dachte, ich sei selbst dabei gewesen, hörte ich auch das Rascheln des Strohs, roch die Tiere im Stall und sah das Licht, das mitten in der Dunkelheit aufleuchtet. Ein Licht, das vom Kind ausgeht und den unwirtlichen Raum in hellen Glanz taucht.

Kein Raum in der Herberge. Heute weiß ich: der alte Text hat nichts von seiner Brisanz verloren. Denn noch immer wird vielen in unserer Welt der Raum in der Herberge – besser gesagt: der nötige Platz zum Leben – streitig gemacht: Letztlich geht es um Teilhabe, um die Möglichkeit dabei zu sein; einen Ort haben, wo man zu

Hause ist. Es sind heute nicht die Gastwirte, die andere von ihren Lebenschancen abschneiden wie in den Krippenspielen meiner Kindheit.

Vielfältig sind die Barrieren, die aufgerichtet sind und Teilhabe verhindern:

- die hohen Mieten, die große Familien nur selten tragen können

Die Herberge. Das Wort teilt nicht zufällig seinen Wortstamm mit Geborgenheit. Jeder Mensch braucht Geborgenheit, um sich gut zu entfalten. Akzeptiert werden, angenommen sein, frei sein, mitgestalten können – darum geht es. Und es geht darum, die Grenzen, die jeder Mensch hat, anzunehmen und mit ihnen fröhlich das Leben

hen. Und sie war nicht darauf angelegt, die Selbstständigkeit und Freiheit der Kunden zu entwickeln. Ihr größter Nachteil aber war die Isolation. Die sichtbaren und unsichtbaren Mauern waren hoch. Mit der Gründung von Wohngemeinschaften im nachbarschaftlichen Umfeld sind diese Barrieren niedriger worden.

dass Heimat mehr ist als der Ort, wo man wohnt, mehr als Rheydt, Mettmann oder Hückelhoven. In der Heimat bekommt jeder was er braucht, ist jeder akzeptiert wie er ist, wird jeder geliebt ohne Wenn und Aber. Heimat ist für Bloch ein Hoffnungsort. Eine Utopie, die in unsere Wirklichkeit hineinseht.

linge, die Versager und die Überflieger, die Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen, die Jungen und die Alten. Alle sollen Heimat finden. Ein Platz, der mehr ist, als er ist: ein Hoffnungsort.

Was ist meine Rolle in dieser Geschichte? Gehe ich wie in Kindertagen mit dem heiligen Paar und suche nach einem Ort, wo die Liebe Gottes zur Welt kommt? Bin ich ein Gastwirt, der die Notleidenden abweist? Oder einer, für den der Stall eine angemessene Lösung ist? Oder gar Augustus, der Menschen mit seinen Befehlen und Anordnungen das Leben schwer macht? Der biblische Text bietet viele Anknüpfungspunkte. Eines ist mir auf jeden Fall bewusst: ich brauche auch selbst diesen Ort, wo ich leben kann, wo ich ohne Wenn und Aber akzeptiert und geborgen bin. Ein Ort, der mehr ist, als er ist. Ich brauche Heimat.

Klaus Eberl ist Mitglied des Hephata-Kuratoriums.

Bis März 2018 war er Oberkirchenrat der Evangelischen Kirche im Rheinland und Vizepräsident der EKD-Synode. In der russischen Stadt Pskow hat er das Heilpädagogische Zentrum gegründet.



Foto: Johannes Netzer - Fotolia

- die wachsende Kinderarmut in unserem reichen Land, die oft mit geringen Bildungschancen einhergeht
- die verstärkte Abschottung gegen Flüchtlinge
- die stockende Integration von bereits zugewanderten Menschen
- die schlechten Rahmenbedingungen gemeinsamen Lernens von Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen in der Schule
- der – allen Erfolgen der Inklusion – kaum gelingende Wechsel von einer Werkstatt für behinderte Menschen in den sogenannten ersten Arbeitsmarkt.

zu meistern. Dazu braucht es Orte der Besinnung und Ermutigung. Es ist die Gnade solcher Orte, dass sie immer schöner und ermutigender sind, als sie sind. Der Stall in Bethlehem ist das beste Beispiel. Er ist zugleich viel mehr. Der Stall ist der Palast, in dem der König der Welt geboren wird.

Hephata hat schon vor vielen Jahren begonnen, die Anstalt aufzulösen und kleine, dezentrale Wohngruppen zu gründen. Die Anstalt bot zwar auch Unterkunft, Betreuung und Versorgung, aber sie konnte nicht Herberge sein im Sinne dieses Wortes. Dazu war sie zu groß. Sie konnte nur ungenügend auf individuelle Bedürfnisse einge-

Ob sie allerdings über sich hinaus weisen, indem sie Orte der Ermutigung und der Seele Raum geben, hängt von vielen Faktoren ab, die auch ein diakonischer Träger nicht organisieren kann. Sicher ist: Jeder Mensch braucht einen Ort, in dem er zu allererst der sein kann, der er ist. Einen Raum, in dem wir uns nicht ständig beweisen müssen. Ein Haus, in dem wir aufhören können, uns durch uns selbst zu rechtfertigen. All das brauchen wir, damit das Kunststück gelingt, mit sehr unterschiedlichen Menschen in einem Quartier zusammen zu leben.

Der große Philosoph der Hoffnung, Ernst Bloch, hat einmal darauf hingewiesen,

Im Zentrum der Weihnachtsgeschichte steht die verletzliche Suche der Liebe Gottes nach einer Herberge. Die Armut des Stalls ist zugleich Richtungsangabe. Form und Inhalt stehen in Beziehung zueinander. Das Kind in der Krippe und - später - der Mann am Kreuz haben ihren Platz gefunden an der Seite der Armen und Ausgegrenzten.

Gott ist nahe denen, die keinen Ort zum Leben haben, kein Selbstbewusstsein; er ist nahe denen, die keine Wertschätzung erfahren. Dafür steht Gott ein: ein Platz für jeden Menschen! Ohne Ausnahme! Für die Glücklichen und Traurigen, die Starken und Schwachen, die Armuts- und Kriegsflücht-



Fotos: Udo Leist, Hephata Bau- und Liegenschaften

Et ess zo spät, dat Ding
ess fäädisch, nä, dat Ding,
dat krisste ...

Von Joachim Händelkes

Es sei das Leben eine Baustelle ...

Von Christian Dopheide

Räume sprechen. Sie lassen mich ein. Sie legen mir Wege nahe. Sie geben meiner Wahrnehmung Struktur. Sie sind die Voraussetzung, unter der Kommunikation geschieht. Sie haben etwas mit mir gemacht, bevor ich anfangen, mit anderen etwas zu machen.

Als ich das Stiftungsgelände zum ersten Mal betrat, erzählte es mir, es sei das Leben eine Baustelle. Alles steckte mittendrin zwischen Abbruch und Aufbruch. Irritierend all dies. In seiner Dynamik aber auch faszinierend.

Das Anstaltskirchlein, ein Zweckbau aus der Nachkriegszeit, das stand da so herum. Von außen gab es sich als Turn- oder Versammlungshalle, wäre da nicht noch die dezente Andeutung eines Turms als Glockenstuhl sowie ein Kreuz an der Giebelwand. Innen die Anmutung des Gesellschaftssaals eines Dorfgasthauses. Eines, das zur Adenauerzeit recht gut gelaufen ist. Dessen letzter Wirt aber, vor Jahren schon verstorben, keine Erben hatte. Genutzt wurde der Raum für Gottesdienste mit immer weniger Besuchern. Gebraucht wurde er als größter Versammlungsraum auf dem Gelände.

Was aber erzählt dieser Raum den sich Versammelnden, bevor jemand das erste Wort herausgebracht hat? Draußen erzählt das Gelände: „Wir brechen ab und brechen auf, weil wir die Menschen vor uns sehen!“ Das stimmt. Und drinnen wird erzählt: „Das mit dem lieben Gott, das haben wir längst hinter uns.“ Und das stimmt eben nicht.

Ja - die Arbeit unserer Stiftung hat eine sehr weltliche, moderne Anmutung. Unsere Häuser tragen keine frommen Namen. Wir södern nicht mit aufgehängten Kreuzen an jeder Wand, die sich nicht wehrt. Wir produzieren nicht Andachten wie vom Abreißkalender.

Natürlich hat diese Zurückhaltung auch etwas mit mir zu tun als dem Theologen im Vorstand. Ich liebe Kapellen. Allerdings im Urlaub, nicht bei der Arbeit. Ich bekomme es nicht hin, den Glauben als ein hinzugefügtes Ornament zu nutzen, als Zierat oder gar als Deko. Für mich steckt der Glaube mittendrin in unserm Handeln für die Menschen: in unserer diakonischen Arbeit selbst. Das Wort fügt der Tat nichts hinzu. Es tritt hinzu und deutet, was geschieht. Und dadurch macht das Wort, wie bei den Sakramenten: die Gegenwart Christi im Vollzug der Tat erfahrbar.



Als es dann galt, das alte Anstaltsgelände zu dem Campus zu entwickeln, auf dem die Stiftung ihre Zukunft gestaltet, da stand die Frage an, wie mit dem Kirchlein umzugehen sei. Vor dem Hintergrund meiner hier kurz erläuterten Haltung lautete Auskunft an „Bau und Liegenschaften“ ungefähr so: „Schlagt vor, was ihr wollt. Aber schafft mir bloß keinen sakralen Ort, der neben der Spur steht. Kein stilles Örtchen für religiöse Bedürfnisse. Keinen frommen Wurmfortsatz. Keine aufgeklebten Identitätsnachweise. Keine fromme Bühne, die freigeräumt wird, wenn die Arbeit losgeht. Ansonsten ist alles erlaubt. Ihr seid es ja, die verstehen, was Räume so erzählen.“

Christian Dopheide ist
theologischer Vorstand der
Evangelischen Stiftung
Hephata.



Der erste Gedanke bei mir war, frei nach Wolfgang Niedecken: „Et ess zo spät, dat Ding ess fäädisch, nä, dat Ding, dat krisste wirklich ni' mieh hin!“

Aber Aufgeben ist keine Option, „e wieß Blatt Papier, ne Bleisteff, Jedanke bei mir ...“ Wir haben ja schließlich auch unseren Stolz und der lässt sowieso keine frommen Wurmfortsätze zu.

Unter der Federführung unserer beiden Architektinnen Sabine Alef und Susanne Tillmann entwickelten wir Konzepte, verwarfen sie wieder und verhandelten sie streitig. Es galt, die zentrale Frage zu klären: was soll der Raum ausdrücken, was soll er können, wie soll es sich anfühlen, ihn zu nutzen? Weiter, was kann und muss erhalten bleiben, was muss von Grund auf erneuert werden? Die Voraussetzungen waren denkbar schlecht: dunkel, Materialien der Nachkriegszeit, muffig, schlechte Akustik, insgesamt ein trostloses Bild.

Schnell wurde klar, wenn der Raum unsere moderne Stiftung spiegeln soll, brauchen wir Licht, solide Materialien (innen wie außen), moderne Technik. Und trotzdem soll die sakrale Nutzung nicht auf die Seite gestellt werden, sondern quasi Raum in Raum an zentraler Stelle verbleiben.

Nach vielen Planungsgesprächen und Bemusterungen gab es eine Lösung, die allen Vorgaben gerecht werden konnte. Der Andachtsraum im Altarraum hat immer noch Bedeutung und kommt den geänderten Nutzerzahlen nach. Die Raumakustik mittels einer computergesteuerten Beschallungsanlage im Griff. Die Holzfassade steht für die Nachhaltigkeit unserer Arbeit und die Langlebigkeit unserer Stiftung. Böden, Fenster und Türen bilden eine Einheit, wie ein festes Fundament, als Spiegelbild unserer Stiftung. Moderne Präsentationstechnik wurde verbaut.

Und ja: das alte Kreuz wurde saniert und blieb an seiner zentralen Stelle im Altarraum und sichtbar an der Fassade.

Gute, leidenschaftliche, kreative Kollegen, eine offene, moderne Unternehmenseinstellung und die optimale Mischung aus Traditionsbewusstsein und Innovationswillen waren hier gemeinsam am Werk. Bleibt eigentlich nur noch festzuhalten, dass es nicht zu spät war. Und wir das Ding richtig gut hinbekommen haben.

Joachim Händelkes (Dipl.-Betriebswirt) ist seit 30 Jahren in der Bauwirtschaft tätig und leitet seit 15 Jahren die Abteilung Bau und Liegenschaften der Evangelischen Stiftung Hephata.



Run & Fun Mönchengladbach 2018

Mit Sterntalern, laufenden Badewannen, unermüdeten Supportern und mega lauten Fans waren wir wieder dabei! Der siebte Mönchengladbacher Firmenlauf war einfach genial: Bestes Wetter und eine tolle Stimmung entlang der gesamten Laufstrecke ließen die 5000 Meter wie einen Klacks erscheinen.

Für viele unserer Kollegen war er das sicherlich auch. Denen, die doch etwas zu kämpfen hatten, sei gesagt: Respekt! Und irgendwann geht der Muskelkater auch wieder weg.

Sonja Weyers



© Run & Fun Mönchengladbach

Hephata Exploring 2018

71 neue Mitarbeiter waren einen Tag lang auf dem Stiftungsgelände in Mönchengladbach unterwegs, um ihren neuen Arbeitgeber kennenzulernen. Mit viel Spaß und vielen Informationen ging der Tag bei wundervollem Wetter zu Ende.

Ein besonderer Dank an die Scouts der Karl-Barthold-Schule, die den neuen Kolleginnen und Kollegen zu jeder Zeit den rechten Weg wiesen.

Manuela Hannen



Fotos © Manuela Hannen

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Hephata Crossing 2018

47 Schutzengel passten drei Tage lang auf, dass alle Kinder, Jugendlichen und auch jungen Mütter beim Hephata Crossing sicher durch alle Aufgaben kamen. Das Team der Jugendhilfe unter der neuen Leitung von Natalie Placca-Ottenotbrock hatte so einiges an Überraschungen geplant: Nachtwanderung, Fahrradtour, Kanufahren – nur ein paar Highlights des Wochenendes



Die 24 teilnehmenden Gruppen waren alle unter einem märchenhaften Motto gestartet. Die glücklichen Gewinner: Die Tagesgruppe „**DIE FANTASTISCHEN KERLE**“. „Beeindruckend mit wie viel Einsatz und Ausdauer die Kinder das Wochenende gemeistert haben und wie viel Spaß alle miteinander hatten“, freute sich Natalie Placca-Ottenotbrock.

Manuela Hannen

Eröffnung neues Wohnhaus am Jöbgesbergweg in Mönchengladbach



Teamleiter Stefan Mertens begrüßte bei herrlichem Wetter auf dem großzügig angelegten Vorplatz die geladenen Gäste. Das zentral im Herzen von Rheydt gelegene Apartmenthaus bietet Platz für acht Kunden der Hephata Wohnen gGmbH.

Nach einer überschaubaren Bauzeit entstand ein komfortables, modernes Wohnhaus, was in kürzester Zeit zur neuen Heimat für die Mieter geworden ist. Der Neubau verfügt ausschließlich über Apartments, die großzügig mit eigenem Bad, Balkon und Küche ausgestattet sind. Darüber hinaus zeichnet sich das Wohnhaus durch einen Gemeinschaftsraum, einen großräumigen Keller und ein großzügig gestaltetes Büro aus. Im Rahmen des ambulant betreuten Wohnens werden die Leistungen für die Kunden in Form von Fachleistungstunden erbracht.

Die Gäste, unter ihnen Wohnen-Geschäftsführerin Sabine Hirte, der kaufmännische Vorstand der Stiftung Klaus-Dieter Tichy, der Abteilungsleiter Bau & Liegenschaften Joachim Händelkes, die Architektin des Hauses Sabine Alef sowie eine Vielzahl von Freunden, Verwandten und Nachbarn ließen es sich bei kalten Ge-

tränken und einem reichhaltigen Büfett gut gehen. Die zuständige Regionalleitung Hannelore Jennes-Stelter und Michael Kipp wiesen bei diesem Anlass nochmals auf die Historie des Hauses hin. Im Jahre 1976 entstand an gleicher Stelle das erste „Außenwohnheim“ der Evangelischen Stiftung Hephata. Aufgrund des nicht mehr zeitgemäßen baulichen Zustands, entschied man sich an gleicher Stelle, ein modernes Apartmenthaus zu bauen, das offen, hell und einladend ist und die Wünsche und Bedürfnisse der Kunden berücksichtigt. Hier ist aus anfänglicher Integration im Jahre 1976 ein Standort entstanden, der dem inklusiven Gedanken der Stiftung in all seiner Form entspricht. Der Kreis hat sich geschlossen!

Steffen Schmidt,
PR-Beauftragter Hephata Wohnen

Ferienecamp mit den Internationalen Jugendgemeinschaftsdiensten



Foto © Caroline Rüttmann

In der Zeit vom 3. bis 21. September 2018 hatten wieder insgesamt 30 Kunden der Hephata Wohnen gGmbH die Möglichkeit, einen einwöchigen Urlaub zusammen mit internationalen Gästen, dieses Mal aus Tschechien, Südkorea, Kanada, Spanien und aus Deutschland zu verbringen.

Urlaubsziel war ein Ferienecamp direkt am Rursee in der Eifel gelegen. Dreimal jeweils fünf Tage genossen zehn Kunden dort ihren Urlaub bei fast durchweg strahlendem Sonnenschein. Unsere internationalen Gäste übernahmen dabei vornehmlich die Organisation der Essensversorgung und boten unseren Kunden eine internationale Küche.

Die Eifel bietet trotz ihrer bergigen Landschaft vielfältige Ausflugsmöglichkeiten, gerade auch für Menschen mit Handicap. So standen u.a. Schifffahrten auf dem Rursee, Pferdekutschfahrten, Museumsbesuche und Stadtbummel durch Monschau auf dem Programm. Leider war aufgrund des trockenen Wetters das obligatorische, abendliche Lagerfeuer untersagt, was aber der Stimmung keinen Abbruch tat.

Dieser inklusive Urlaub in Zusammenarbeit mit den „Internationalen Jugendgemeinschaftsdiensten“ (IJGD) fand nun zum dritten Mal statt und wird für unsere Kunden mit bis zu 80 % vom LVR Rheinland geför-

dert. Dieses Förderprogramm ist aktuell bis Ende 2021 verlängert worden, so dass dieser einzigartige Urlaub auch im nächsten Jahr wieder geplant werden kann.

Andreas Neugebauer,
Beauftragter inklusive Entwicklung
Evangelische Stiftung Hephata



Dieter Köllner - 32 Jahre Jugendhilfe - ein Champion tritt ab ...

von Manuela Hannen

Standing Ovations in der Kirche als Dieter Köllner (63) diese betritt, ein Gänsehaut-Moment bei der Verabschiedung. 32 Jahre hat er die Hephata Jugendhilfe geleitet, ihr sein Gesicht gegeben.

Seine ersten Schritte wagte er 1975 als Zivildienstleistender auf dem Abenteuerspielplatz der Evangelischen Stiftung Hephata. Nach einem Jahr als Erziehungshelfer im „Lernbehindertenbereich“ stand die Entscheidung zum Studium der Sozialpädagogik fest. Seine weiteren Stationen: Gruppenmitarbeiter im Wohnheim Jöbgesbergweg, stellvertretender Abteilungsleiter des „Lernbehindertenbereiches“, Abteilungsleiter in der Wohnen gGmbH. Danach übernahm er als Geschäftsleiter die Hephata Jugendhilfe.



Nach seinem wichtigsten Projekt befragt sagt er, „wichtige Projekte gab es immer, aber Inga in Mettmann war eines dieser wichtigen Projekte in meinem Arbeitsleben. Dies ist ein Ort, an dem die anspruchsvollsten Jugendlichen und jungen Volljährigen ihre persönliche Entwicklung finden.“

In einem Interview hat er einmal gesagt: „Es gibt keine größeren Herausforderungen als unsere Kids.“ Was ist seine Antriebsfeder? „Die Not! Wenn eins meiner Kinder oder Enkel in so eine Einrichtung müsste, dann möchte ich, dass sie es so gut haben wie jetzt!“ Daher „sollten wir anstreben bei Hephata, dass die Wohn- und Lebensverhältnisse so normal wie möglich sind.“

Seine Zusatzausbildung zum Box-Instructor war ihm wichtig, denn er nutzte das Boxen als pädagogisches Medium. „Wir arbeiten mit hoch traumatisierten Kindern, sexuell missbraucht, mit massiven Gewalt Erfahrungen oder Vernachlässigungen“. Diese Kinder profitieren vom Box-Sport: Sie lernen „Nehmer-Qualitäten“, sagt Dieter Köllner, „zielgerichtetes Handeln, taktisch vorzugehen, sich zu schützen“.

Welches war sein schönster Moment? „Es gab unendlich viele schöne Momente. Denn bei aller Leitungsverantwortung bin ich im Ursprung immer Pädagoge geblieben und habe immer wieder mit Kinder- und Jugendgruppen direkt gearbeitet. Deren Engagement, Kreativität und Entwicklungsbereitschaft mitzuerleben, waren für mich die schönsten Momente.“

Sein Rückblick auf 32 Jahre Hephata Jugendhilfe: „Das, was ich gemacht habe, ist schon die Erfüllung meines Jugendtraums. Ich habe genau das und noch viel mehr bekommen.“



Natalie Placca-Ottenottebrock – eine neue Chefin „mit System“ tritt an ...

Sie ist die neue Frau an der Spitze der Hephata Jugendhilfe und sie steht für ein neues System: Natalie Placca-Ottenottebrock (47). Nach ihrem Führungsstil gefragt, sagt die Diplom-Sozialarbeiterin und Familientherapeutin: „Kooperativ, wertschätzend und zielführend.“ Klare Aussagen von einer systemischen Therapeutin.



Gemeinsam mit ihrem Team wird sie nun in den nächsten Monaten die Jugendhilfe weiterentwickeln, dabei den systemischen Ansatz einführen und so auch neue Wege gehen. Entspannen kann die zweifache Mutter am besten beim Yoga, denn Natalie Placca-Ottenottebrock ist ausgebildete Yogalehrerin und gibt in ihrer Freizeit auch noch Kurse.

Fotos: © Udo Leist

Tiefgang, Beharrlichkeit und westfälischer Humor

von Sonja Weyers



Fotos: © Udo Leist

Nach 32 Jahren verabschiedet sich Dieter Kalesse in den Ruhestand

Den Menschen mit Behinderung eine Stimme verleihen - das war für ihn immer wichtig, Inklusion nach vorne bringen, die Auflösung der Anstalt vorantreiben. Ob die Abrissfeier des Bodelschwingham-Hauses oder der Tag der Zukunft, bei dem erstmalig in einer Großveranstaltung Menschen mit Handicap zu Wort kamen, Dieter Kalesse sorgte mit seinen Ideen aus der Abteilung Kommunikation für Aufsehen.

Er selbst über besonders bewegende Stationen seiner Arbeitszeit: „1995 hat die Evangelische Stiftung Hephata als eine der ersten Behinderteneinrichtungen in Deutschland begonnen, bevormundende Anstaltsstrukturen aufzulösen. Ich bin dankbar, dass ich an diesem Prozess unter dem Gesichtspunkt externer Kommunikation mitarbeiten und mitgestalten durfte.“ In Erinnerung geblieben hier vor allem die Headline des Hephata-Stands bei einem darauf folgenden Kirchentag: Die Zeit der Anstalt ist vorbei! Anmerkung der Autorin: Wir befanden uns mit unserem Stand mitten im Zentrum überzeugter Vertreter von großen, traditionellen Komplexeinrichtungen.

Besonders am Herzen lagen ihm aber auch Projekte wie das Atelier Strichstärke, ein Ort an dem Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeit haben, ihre Ideen in Kunst umzusetzen und das HephataMagazin, das 2002 aus der Taufe gehoben wurde. Immer am Puls der Zeit, innovativ und nach vorne denkend.

Von 2007 bis 2014 arbeitete Dieter Kalesse im Beirat der Bundesinitiative „Daheim statt Heim“ in Berlin mit. Ziel der politischen Initiative war die Verwirklichung des Rechtes aller Menschen auf ein Leben in der eigenen Häuslichkeit.

Nach 32 Jahren verlässt er die Stiftung, um den Ruhestand zu genießen. Sein Tiefgang, seine Beharrlichkeit für seine Überzeugungen und natürlich sein westfälischer Humor werden seinen Kollegen fehlen. Auch Hephata-Vorstand Christian Doppeide findet in



seiner Laudatio zur Verabschiedung bewegende Worte: „Ihre sehr kontinuierliche, beharrliche und handwerklich immer fachgerechte Arbeit hat ganz wesentlich geprägt, was die Menschen, nicht nur hier in Mönchengladbach und im Rheinland, sondern bundesweit, von den Zielen dieser Stiftung wahrgenommen haben. Wie sie über die Arbeit dieser Stiftung gedacht und mit anderen geredet, also kommuniziert haben. Sie haben sich damit in die Geschichte dieser Stiftung eingeschrieben. Sie haben sich um Hephata verdient gemacht.“

AUTHENTISCH, OFFEN UND IMMER UP TO DATE

Mit Manuela Hannen übernimmt eine waschechte Journalistin das Ruder

Den Menschen mit Behinderung eine Stimme verleihen – das will auch Manuela Hannen mit ihrer Arbeit für Hephata. Die Nachfolgerin von Dieter Kalesse und somit neue Leiterin der Abteilung Kommunikation besuchte in ihren ersten Monaten bei Hephata alle Standorte der Stiftung und lernte dabei so viele bewegende und interessante Menschen und deren Storys kennen, dass schnell für sie klar war: „Die Menschen, um die es bei Hephata geht, die sollen doch am besten selbst ihre Geschichten erzählen.“

Und daran arbeitet die Vollblut-Journalistin nun mit Hochdruck. Ab 2019 sogar mit einem neuen und so noch nicht dagewesenem „Social Media Team“, bestehend aus - wie könnte es anders sein - Menschen mit Behinderungen.



Foto: © Hephata

Liken – Teilen – Dabei sein

Menschen mit Behinderung in ihrer Medienkompetenz fördern.



Fotos: Monique De Caro

Von Manuela Hannen

Facebook, Twitter, YouTube, Instagram und Co. sind fester Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens. Und Menschen mit Behinderung wollen auch dabei sein.

„Kannst du mir Facebook auf mein Handy machen?“, na klar denke ich, als mich Thomas auf der inklusiven Party von „BLIKKontakt“ anspricht. Warum soll er nicht, so wie ich auch, in den Sozialen Netzwerken unterwegs sein? Er singt in einer Band für Menschen mit geistiger Behinderung mit und ich bin neu in der Abteilung Kommunikation. Er hat mitbekommen, dass ich Filme drehe und auf Facebook erzähle, was in der Stiftung so los ist. Und er will dabei sein, meinen Beitrag liken, bei Facebook der Stiftung folgen. Also richte ich ihm Facebook ein und dann kommen mir Zweifel. Kann er das? Kennt er die Gefahren im Netz?

Fragen über Fragen, die da durch meinen Kopf schossen und eine lange Diskussion auslösten mit einer Entscheidung:

Wir, die Stiftung Hephata, werden den Menschen mit Behinderung helfen, dass auch sie sich in der digitalen Welt zurechtfinden.

Deshalb ist es unser Ziel, die digitale Inklusion gerade von Menschen mit Lernschwierigkeiten voranzubringen und deren Medienkompetenz zu fördern.

Sie sollen individuell oder in kleinen Gruppen mit den sozialen Medien vertraut gemacht werden. Facebook auf ihr Handy – soweit überhaupt schon vorhanden – „gemacht“ bekommen. Im nächsten Schritt dann Ausflüge zu Events, in Museen, zu Konzerten oder auch einfach mal in die Natur. Lernen, wie ich Erlebtes auf Facebook kommunizieren, tolle Bilder auf Instagram teilen, kleine Videos auf YouTube veröffentlichen kann.



Das alles kostet Geld, vom Bahnticket über die Eintrittskarte bis hin zu Proviant auf einer kleinen Reise. Für all diese Sachkosten, Hardware und Software, gibt es keine festen Kostenübernahmen. Im Hintergrund steht der Gedanke, dass Menschen mit Behinderung durch authentische Kommunikation in den Sozialen Netzwerken Gehör für ihre Anliegen finden und damit einen Beitrag zur Bildung einer immer inklusiveren Gesellschaft leisten.

Menschen mit Lernschwierigkeiten haben wie alle anderen den Wunsch, in den Sozialen Netzwerken unterwegs zu sein, aufgrund ihres Handicaps sind sie aber oft ausgeschlossen, da die professionelle Unterstützung fehlt. Wenn diese Menschen mit Handicap den Umgang mit den sozialen Medien erlernen und sich dann in den Netzwerken bewegen, bringt ihre authentische Kommunikation bei Twitter oder Facebook sicher auch ins Bewusstsein, dass es gesellschaftlich notwendig ist, Inklusion zu ermöglichen.

Bitte helfen Sie Hephata mit Ihrer Spende, die Möglichkeiten dieser Menschen, sich in den Sozialen Netzwerken auszutauschen und eine größere Lebensqualität zu erhalten, auszubauen.



©Wellhofer Designs - Fotolia

Folgen Sie uns doch einfach auch online!

In unseren Social-Media-Kanälen erfahren Sie mehr über unsere Arbeit und können Inklusion ein Stück weit miterleben.

bei facebook



bei youtube



bei instagram



Und unser Magazin als APP mit zusätzlichen Inhalten und Bildstrecken finden Sie hier:



www.hephatamagazin.de

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
17. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Pfarrer Christian Doppeide, theologischer Vorstand
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 2120
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Karsten Bron, Oberhausen
Oberkirchenrat i.R. Klaus Eberl, Wassenberg
Tina Georges, Mönchengladbach
Prof. Dr. Sandra Glammeier, Mönchengladbach
Dr. Christof Stamm, Kaarst
Vanessa Strauch, Düsseldorf
Dr. Harald Ulland, Waldniel

Redaktion:

Manuela Hannen, Sonja Weyers
Telefon: 0 21 61 / 246 - 1200
E-Mail: hephatamagazin@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:

Das Druckhaus Beineke Dickmanns GmbH, Korschenbroich

Spendenkonto:

KD-Bank, Dortmund IBAN: DE84 3506 0190 0000 0011 12
BIC: GENODED1DKD

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

Brüsseler Kreis

VdDD
Verband diakonischer Dienstgeber
in Deutschland

Bundesverband
evangelische
Behindertenhilfe

Spendenkonto: Medienkompetenz IBAN: DE84 3506 0190 0000 0011 12 BIC: GENODED1DKD

Wenn Sie Lust haben, auch einige der **Menschen kennenzulernen**, die in unseren Häusern ihren ganz eigenen Lebensraum gefunden haben, dann schauen Sie doch in unsere kostenlose HephataMagazin-App.

Unser Magazin als APP
mit zusätzlichen Inhalten
und Bildstrecken finden Sie hier:



www.hephatamagazin.de